Kranke Mutter erhöht Risiko

Psychoanalytiker spricht über Depressionen bei Kleinkindern

Gießen (jwr). Als psychische Erkrankung bei Erwachsenen und Jugendlichen sind Depressionen lange tabuisiert worden. Nun aber gerät das Thema zunehmend in die Öffentlichkeit. Doch treten depressive Störungen auch schon bei Kleinkindern auf? Und wenn ja: Wie äußern sie sich? Über diese spannenden Fragen referierte am Mittwochabend im Hermann-Levi-Saal im Rathaus Prof. Kai von Klitzing. Er gilt als einer der führenden Forscher auf diesem Feld, ist Ordinarius für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universität Leipzig und leitet dort die kinderpsychiatrische Klinik. Eingeladen hatte der Verein Psychosomatische Medizin und Psychotherapie Gießen.

Von Klintzing

Ob man bei Kleinkindern überhaupt psychiatrische Diagnosen stellen dürfe, sei in der Fachwelt umstritten, sagt von Klitzing. Kritiker sähen darin eine Stigmatisierung. Andererseits führe der Mangel an anerkannten Diagnosen dazu, dass es an Studien fehle. Statt von Krankheitsbildern werde häufig von Risikofaktoren gesprochen, die in den ersten Lebensjahren eine Rolle spielten. »Die Herausforderung besteht darin, diagnostische Einheiten zu finden, die auch sensibel für das jeweilige Lebensalter sind«, betont der Experte. Denn Depressionen äußerten sich je nach Alter auf verschiedene Weise. »Kinder, die nicht mehr spielen, machen uns besonders Sorgen«, sagt von Klitzing. Auch anhaltendes Desinteresse und Freudlosigkeit könnten, ähnlich wie bei Erwachsenen, als Anzeichen für Depressionen gewertet werden, wobei die Stimmung im Laufe weniger Stunden kippen könne.

Gerade in der frühen Kindheit hänge die Entwicklung in hohem Maße von den Beziehungen zu anderen Menschen, dem Einfluss der sozialen Umwelt ab. So sei für einen regelmäßigen Schlafrhythmus wichtig, dass eine ruhige Atmosphäre herrsche, die Eltern vor dem Schlafengehen vorlesen oder ähnliche Rituale schaffen. Ein bedeutender Faktor für die psychische Gesundheit von Kleinstkindern sei daher, wie es den engsten Bezugspersonen geht. Wer als Kleinkind eine Depression der Mutter erlebe, trage ein »ganz hohes Risiko«, im Laufe der Jugend selbst daran zu erkranken, dies hätten Studien belegt. Insofern sei wichtig, dass Mütter sich gegebenenfalls der Erkrankung stellen und Hilfe annehmen, um auch Schaden vom eigenen Kind abzuwenden. Auch sei dann der Kontakt zu anderen Bezugspersonen, etwa dem Vater, zentral.

Doch wie wirkt sich eine seelische Erkrankung der Mutter auf das Kind aus? Von Klitzing berichtet von einer psychoanalytischen Entwicklungstheorie: Der ständige Kontakt der Mutter mit dem Kind ist demnach mit einem Tanz, einem »lustvollen Austausch«, vergleichbar. Experimente zeigten, dass ein plötzlicher versteinerter Gesichtsausdruck der Mutter Kinder irritiere, sie dann aber versuchten, die Interaktion, den »Tanz«, wiederzubeleben. Gelinge das dauerhaft nicht, etwa wegen einer schweren Depression der Mutter, so habe dies gravierende Auswirkungen auf die Entwicklung.

Von Klitzing präsentiert die Ergebnisse einer empirischen Erhebung, für die 236 Leipziger Kindergartenkinder und deren Eltern unter anderem interviewt wurden. Phobien seien in diesem Alter eine normale Erscheinung und bei etwa zwei Dritteln der Kinder zu beobachten. Ferner habe die Studie gezeigt, dass gerade bei Kindern mit depressiven Störungen ein starker Zusammenhang zu Depressionen der Eltern bestehe.

Welche Therapien Kleinkindern mit depressiven Symptomen helfen, sei noch weitgehend unerforscht. Von Klitzing hat ein psychoanalytisches Behandlungsmanual entwickelt: In 25 Therapiesitzungen versucht er, Symptome der Kinder den Beziehungen zuzuordnen, durch Malen, Erzählen und andere kindgerechte Methoden möglichen Konflikten auf die Spur zu kommen. Die Ergebnisse seien positiv.

(Foto: jwr)

Gießener Allgemeine Zeitung vom 10. Juni 2016